

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Etwas von der Rechenkunst.

Von Damian Gronen.

Nichts ist schwieriger, aber zugleich reizvoller als das Erkennen und das klare Bewußtsein der Dinge, welche uns täglich umgeben, in denen wir leben und denken, die als selbstverständlich angesehen werden und die doch auch ihre bedeutende Geschichte haben. Die Wissenschaft von den Zahlen, den uns fernsten Westweilen, ist die älteste; der menschliche Körper, die menschliche Sprache sind zu allererst Gegenstand systematischer Untersuchung und Geschicklichkeit geworden. Von Kindesbeinen an bewegen wir uns in der Fortbildung der Zahl und wir üben die vier Operationen sowie die einfachen Rechenoperationen, als ob sich ihre Anwendung von selbst verstände, und doch hat es der taubstummblinden Antrengung des menschlichen Geistes bedurft, bis dies auf die einfache Formel gebracht, bis das Rechnen so übersichtlich und systematisch geworden ist, wie es jetzt achtjährigen Kindern in der Schule beigebracht wird. Wir müssen sich doch die Griechen und die Römer, denen das System des deskriptiven Rechnens unbekannt war, mit mühsamen Befehlen begnügen, wenn sie etwa die Zahl MD durch IV dividieren wollten! Damals mußten die Finger in sinnvoller Weise herangezogen werden, um eine Reihe von Operationen durchzuführen. Bede der Ehrwürdige, der große Gelehrte des achten Jahrhunderts, hat eine Schrift über das Zahlensystem durch Fingerbeugungen zurückgelassen, welche uns über die mühsame Methode belehrt; ja es ist sicher, daß die römischen Zahlzeichen I, V, X u. a. aus den mittelmittleren Zeichen entstanden sind, mit denen man in ältester Zeit durch Stellung, Kreuzung und Rundung der Finger Zahlen ausgedrückt hat. Erst die Araber verfielen auf den Gedanken, alle die unabweisbaren Zahlenreihen durch neun Zeichen auszudrücken, deren gegenseitige Stellung den Wert jeder Ziffer kennzeichnet. Wie schwer es aber war, eine solche Methode aufzufinden, kann man daraus entnehmen, daß sie dem Genie des Archimedes und des Apollonius von Perga, zwei der größten Geister des Altertums, entgangen war. Diese folgenschwere Entdeckung fällt in die Zeit um Christi Geburt; es dauerte wieder manches Jahrhundert, bis der Gedanke gefaßt wurde, zu den neun Zeichen noch als zehntes die Null hinzuzufügen. Dann erst war das System fertig. Aber spät noch bezeichnete man auch die Null durch Punkte, so daß 3 : aletch 3, oder 4 : soliel wie 400 bedeutete. Die Null hier bei den Arabern surga, das Leere; und als die Araber die Schriftzeichen annahmen, nannten sie sie in arabischer Übersetzung as-sifr. Von dem arabischen Wort sifr (leer) stammt also das Wort Ziffer. Jahrhunderte dauerte es, bis diese Zifferbezeichnung aus dem Kreise der Gelehrten in das Volk drang; in Deutschland findet sie sich auf öffentlichen Denkmälern erst seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts.

Es liegt wohl, da die Menschen das Zählen zuerst an den Fingern übten, in der Natur des menschlichen Körpers, daß das Zehnzahlensystem allen Völkern gemein ist; aber manche unter ihnen hielten es für praktischer, entweder beim Hundertsystem festzulegen oder zum Zwanzigersystem vorzuziehen. Wir zählen mit besonderen Namen bis zehn und zählen drei—zehn, vier—zehn usw.; die Kaffern auf Rombsimbane aber verblieben bei dem Fünf-System. Sie haben eigene Zahlen nur bis fünf und bezeichnen dann die Zahl sechs mit thana moassa (fünf—eins), sieben heißt thana pilli (fünf—zwei) usw. Auch die Kariben in Mittelamerika bezeichnen die Zahl fünf mit einem Wort, das in ihrer Sprache Hund bedeutet, und rechnen dann weiter die Hand und eins, die Hand und zwei usw. Zehn heißt dann pomocol, zwei Hände; zwanzig wird mit pomblado bezeichnet, was Hände und Füße bedeutet. Das Zahlensystem der Mexitaner beruht wieder auf der Zahl 20 und ähnlich gingen auch die alten Reken vor. Ein Rest hieron ist noch in der französischen Sprache erhalten, deren Zahl 80 quatre-vingts soviel bedeutet als vier Zwanziger. Und noch heute heißt ein Menschenhaus in Paris les quinze vingts, das Haus für 300, genauer für die fünfzehn Zwanziger. Auch Dänemark hat noch Reste dieses Zahlensystems.

Bei den Arabern selbst wurden bis zum siebenten Jahrhundert nach Christi Geburt mit Hilfe des neuen Ziffernzeichens die Regeln für die Grundrechnungsarten in ganzen Zahlen sowie auch der Bruchrechnung gefunden; selbst die Zins- und Gesellschaftsrechnung, das Quadrieren und Wurzelziehen wurden festgesetzt. Die Methoden waren aber ungenügend schmerzhaft als die später ausgebildeten; man mußte viel mehr zählen und ausrechnen, als wir heutzutage zu tun pflegen. Das Gesamtwissen der Zeit ist in dem Rechenbuch des Brahmaputra niedergelegt, das 628 geschrieben ist. Noch durch Jahrhunderte eiferten die Araber den westlichen Völkern in der Kunst des Rechnens voran; sie erreichten einen weiten Fortschritt in dem Buche der Bahshara aus dem zwölften Jahrhundert, welches den Namen seiner Tochter Alkabarit führte. Der Verfasser wollte nämlich diese Dame über das Lagemaß trösten, daß sie keinen Gatten bekommen hatte, und deshalb unterwies er sie in der edlen Rechenkunst.

Sobald das Abendland durch die Araber mit den durch

die Araber gelegten Grundlagen der Rechenkunst vertraut wurde — es scheint dies durch den Engländer Adelbart von Bath im zwölften Jahrhundert geschehen zu sein — überholten sie bald ihre Lehrmeister. Die Araber sind wesentlich dort festgeblieben, wovon Beda Eddin in einem im 16. Jahrhundert geschriebenen Buch in seinen Untersuchungen und Regeln gesagte. Nützlich schritten die Europäer fort. Aber man war noch in der pädagogischen Methode, das Zahlenlernen und besonders das Multiplizieren oder gar das Dividieren den Kindern klarzumachen, so weit zurück, daß die Schulmeister des 16. Jahrhunderts für ein ehrenvolles Stück Arbeit hielten, wenn ihre Schüler mit vierzehn Jahren die vier Operationen vollständig begriffen und innehaben. Und auch die erwachsenen Italiener hatten noch im 15. Jahrhundert das Sprichwort „Difficile cosa e la partita“ („Eine schwierige Sache ist das Dividieren.“)

Das Jahrhundert des Humanismus löste dem Abendland den Geist und die Jungen. Der Wiener Professor Johann von Gmunden und ebenso dessen Schüler Regiomontanus erweiterten und vereinfachten die damals üblichen Rechenmethoden; dann trat eine Erleuchtung ein; die Universität Leoben schickte in dem Kampf zwischen dem Rechnen auf Linien und dem Zifferrechnen merkwürdigerweise zuerst für die ältere, bald überwindene Methode aus. Als das älteste Rechenbuch in deutscher Sprache ist das des Johann Widman aus Gaer aus dem Jahre 1489 zu nennen. Es hat den Titel „Behende und hübsche Rechnung auf allen Kaufmannschaft.“ Dilem folgt eine unendliche Reihe von Rechenbüchern, bis Adam Riese alle anderen verdrängte. Dieser moderne Mann, der eigentlich Adams Rios hieß, war 1492 geboren, wurde Verwalter in Augsburg in Sachen, errichtete aber dort nebenbei eine Rechenhule und schrieb, obwohl er kein Mathematiker von Profession war, so klare Rechenbücher, daß er sich ein kleines Gut kaufen konnte, das er Rosenburg nannte; und der Name dieses Praktikums lebt im Munde des Volkes länger als der der arabischen Forscher auf dem Gebiete seiner Wissenschaft. Denn zwei Jahrhunderte lang erhielten sich seine Lehrbücher in den Schulen. Sein Zeitgenosse, der Italiener Tartaglia, stellte zuerst den Kettenab und die Schlussrechnung wissenschaftlich fest, die man nach ihrem Entstehungsland, wo sie schon früher in Brauch war, die „wäliche Praktik“ nannte, die Dezimalbrüche waren in ihren ersten Anfängen schon in den astronomischen Tafeln des Mittelalters anwendbar, bis Simon Stevin in seinem 1585 erschienenen Schriftchen „La disse“ (der Zehnte) die Systematik dieser nützlichen Rechnungsart festsetzte. Und wie lange dauerte es gar, bis die Lehre von den Gleichungen durchgebildet war! Zahlreiche Bücher über die „Coh“ behandelten das Auffinden des x; denn die Italiener, welche die unbekannte Größe cosa, das Dina, nannten, schufen diesen Begriff und gaben ihm die Bezeichnung.

Das Elementarrechnen einseitig beherrschte nicht fertig aus dem Kopf eines einzelnen genialen Mannes; das, was unsere Kinder heutzutage lernen, ist das Ergebnis einer langen Denkarbeit.

Panoptikum-Romantik.

Die Helven und Verbacher aus Castans Panoptikum um kommen unter den Hammer, und das berühmteste Panoptikum Deutschlands hört auf zu bestehen. Einst war es eine der größten Sehenswürdigkeiten der jungen Reichsfürstentum, und jeder Besucher Berlins mußte bei Castan gewesen sein. Dabei kann man nicht eigentlich sagen, daß das Wachsfigurenabgebildete unmodern geworden ist, denn in jenen Romanen, die ein geistliches Grauen im Leser weckten wollen, spielt diese schaurige Welt des Scheins, soviel die Puppen und Automaten der „Schauspielstätten“ noch immer eine große Rolle. Es ist ein altes Requiit der Romantik, das hier weiterlebt und von Moritz a. B. virtuos gehandhabt wird. Die Romantik vor 100 Jahren hat das „Panoptikum“ berühmt gemacht und es gleichsam in die bessere Gesellschaft eingeführt. Bis dahin war die Vorführung von Wachsfiguren und mechanischen Kunstwerken den „Fahrenden“ vorbehalten, die damit auf Jahrmärkten und Messen herumzogen. Mit dem Aufblühen der Romantik erlangte man eine immer größere Fertigkeit im Herstellen solcher das Leben nachahmenden Automaten, die bereits das Altertum anesogen und die Phantasie eines Leonardo beschäftigt hatten. Aus Nürnberger Quellen hat uns Hampe in seinem Buch über die fahrenden Leute Beispiele dafür gegeben, wie bestiebt solche Sehenswürdigkeiten waren. So führten z. B. Italiener 1572 in Nürnberg ein „Künstlich Kaffell“ vor, in dem 16 Figuren bewegten; ein mechanisches Bergwerk brachte 1581 ein gewisser Peter Döpler, 1587 ein Daniel Bartel von Ulm das „Künstliche und Spielwerke“, als erstes eine Schiffsahrt von Galeeren, wie Christen und Türken miteinander streiten auf dem Meer, auch von lustigen weltlichen und deutschen Tänzen und schönen Luftspielen“. Geschichten „Gaukelwerke“ wurden im 17. Jahrhundert vielfach angefertigt, und das 18. Jahrhundert leitete darin Vollenbendes, wie einzelne berühmte Automaten beweisen, die durch die alte und neue Welt geführt wurden. So die fahrende Kutsche von Camus, die Ludwig XIV. entzückte, der Zauberer von Mailardet, die stehende und schaundernde Ente

von Baucanon. In der Zeit der von einem mystischen Nimbus umgebenen Abenteuer wurden auch Automaten verwendet, um eine gläubige Menge mit Wunderthaten hinter Licht zu führen. Das vielumstrittenste automatische Werk war wohl der „Sachspieler“ des Baron, von Kempelen, über den es eine ganze Literatur gibt und mit dem ein gewisser Maelzel gegen Ende des 18. Jahrhunderts überall herumso. Vor hat dieser Figur eine scharfsinnige Abhandlung gewidmet, ein Beweis dafür, wie sehr das Problem des „lebenden Mechanismus“ die Phantasie der Romantiker beschäftigte. Später als die „mechanischen Wunderkammern“ entstanden die eigentlichen Wachsfigurenabgebildete. Doch wird schon vom Anfang des 17. Jahrhunderts berichtet, daß fahrende „von Wachs polierte große Bilder“ herumführten. 1605 wollte ein gewisser Ambrosius Müller von Erfurt in Nürnberg „Johann Huk, Dr. Luther und Bischof von Melancthon von Wachs poliert“ vorführen, erhielt aber keine Erlaubnis, „weil schon genug Götzen alle seien“. Sehr beliebt wurden die plastischen anatomischen Darstellungen aus Wachs, die zunächst in Florenz verfertigt wurden. Ein Wachsfigurenabgebildete, das aus solchen anatomischen Darstellungen und Figuren berühmter Persönlichkeiten sowie Automaten bestand, errichtete 1721 in Hamburg das höchste Aufsehen und wurde sogar in England von Steel als eine große Sehenswürdigkeit gefeiert. 1755 hören wir von einem berühmten Wachsfigurenabgebildeten, in dem u. a. der berühmte Götter Käsebiere zu sehen war. Westral verfertigte über den Wachsfiguren die berühmte Madame Tussaud, die Nichte eines Wachsfigureners, der während der französischen Revolution die Köpfe der großen Revolutionshelden, eines Marat, Robespierre usw. formte. Als seine Nichte fliehen mußte, brachte sie diese Sammlung nach London, und noch heute wird dieses wohl am reichsten ausgestattete Panoptikum der Welt viel besucht. Diese großartige Sammlung hat erst die Mode der Panoptika ins Leben gerufen, unter denen dann im 19. Jahrhundert das Musée Grévin in Paris und Castan in Berlin hervorragten.

Der „Künstliche Mensch“ der Triumphe der Technik über die Natur, mußte in einer Zeit wie der vor 100 Jahren, die von der Ideenwirklichkeit zu „künstlichen Paradielen“ überleitete, besonders faszinierend wirken. Jean Paul, Tieck, Brentano haben den bezaubernden Zauber des Automaten- und Wachsfigurenabgebildeten geschilbert, am eindringlichsten E. T. Hoffmann. Hoffmann, auf den in Dresden automatische Kunstwerke einen tiefen Eindruck machten, betätigte sich selbst als Mechaniker und hat in der „Automate“ die Sehnsucht des Menschen geschilbert das tote zu befehlen, die Veranlassung gegeben, die in diesem wahnwitzigen Beginn liegt. Seine Erzählungen und Romane Terpin sind solche Panoptiker, die in strobischen Puppen die Welt umarmen wollen, und sein Meister Abraham aus dem Kreisler-Buch ist auf Schritt und Tritt von solchen mechanischen Wesen umgeben. Die Verbindung des Menschen mit toten, das Menschliche nachahmenden Naturen hat für mich etwas Drückendes Unheimliches, ja Entsetzliches, gesteht er einmal, und doch ist er in seinen Phantasien nie von diesen phantastischen Scheinbildern der Wirklichkeit losgelassen. Auch Poe ist ein solcher „Anbeter des Lebendig-Unheimlichen“, und Audelatre schilbert in seiner „Magie des Spielesauges“ das geistliche Grauen, das in dem Verkehr mit solchen künstlichen Wesen liegt. Der unheimliche Roderbust eines Wachsfigurenabgebildeten hat Pagan und Gautier zu genialen Visionen anzuregt, und Holtei läßt in seinen „Wagabunden“ den Helven den mit Grauen amüßigen Reis eines solchen Einbruchs empfinden. So lebt das Panoptikum als wunderliche Frage der Wirklichkeit in der Dichtung fort; im Leben aber scheint man seiner überdrüssig geworden zu sein.

Musik.

Sei mir gerührt, Alwaters Lieblingsstochter,
Musik, du Kunst der Künste, bist gerührt!
Dir sei heut dieser laßliche Dank geweiht
Dir, die so oft mein Innerstes befehle
Und Ausdruck sieh dem Schmerz wie auch der Freude
Der heißen Sehnsucht wie der stillen Liebe.
Wenn deine Schwester mit dem Dienst verjaht,
Der Dichtung Zauber mich nicht mehr entzückt,
Der Farben Braut mich ungerührt entlich
Und nicht der Blau' Nacht die Brust mir hob, —
Dann stoh zu dir ich in das Reich der Töne,
Du gibst den Frieden meinem armen Seel
Und Heimat meiner heimwehkranken Seele,
Und war ich noch so erstarrt versteinert
In herben Schmerz, — du gibst mir Tränen wieder
Druin habe Dank, Musik! Du bist mir Allmacht,
Und wie die Allmacht bist du auch unendlich. —
Wenn ein' der Sonne Licht, der Erde Wärme
Ertorben und, und alles Nacht und Eis,
Dann wirst du klingen noch im Gang der Sphären
Als ein' des Lebens in dem ew'gen Tod . . . !
Aus Ewigkeit bist du zu uns gekommen,
In Ewigkeit siehst du auch wieder ein . . . !
Alexander Baldu (Koblenz).

Hamlets Geist.

Theaterromantose von Adolf Winds.

Kammerrollen! Welch verzweifelte Beschäftigung. Erster, zweiter, dritter Bürger . . . war man darum zum Theater gekommen! Den Kopf voller Weisheit, die Brust voller Schaffenskraft, das Herz voller Sehnsüchte, und stets nur erster, zweiter, dritter Edler, das sind wir, aber erster, zweiter, dritter Bedienter ganz unten am Theaterspittel, wo fettige Finger uns küssen, und die dahinterstehenden Köpfe verdecken . . . blätterte man eine Zeitung auf, die Stills- und Personennamen enthält, dann waren die Kammerrollen gar wesentlichen . . . Die Nacht war so tief, als das Friedlands schwarze Strahlen sollten.

Er hieß nämlich Friedland, war verträumt wie sein schwarzer Namensvetter, aber ebenso verschlagen wie er; hatte er doch gehört, daß es beim Theater ohne List und Kabale nicht ginge. Bis jetzt freilich war es ihm nicht gelungen, welche anzusetzen, aber sie sollten ihn noch lernen lernen, die kalten Hochföhligen, die hochmütig an ihm vorüberzogen, ohne ihn zu beachten, er wollte ihnen schon zu schaffen machen, wenn sein letzter Witz zum Leben kommt.
Ein Hofnarrschimmer. Heute blieb der Regisseur vor dem Leben und mußte ihn auffällig. Dann rief er einen der prominenten dabei, der im Gespräch mit Kollegen war. „Fücht“, sagte er, stellen Sie sich daneben . . . wie heißen Sie doch gleich? „Friedland“. „Richtig, also neben Friedland . . .“ „Ja, es wird gehen . . .“ „gleiche Statur, gleicher Gesichtsausdruck . . .“ die Sache ist nämlich die: Wir wollen den Hamlet neu inszenieren. Sie, Fücht, geben den Geist. Ich möchte Sie einen Regisseur anwenden, ich brauche statt eines Geistes einen Raum. Um das Geistesfische der Erscheinung zu erschöpfen. Raum, das Sie, Fücht, in der Kulisse verschwinden lassen, schneidet auf der anderen Seite eine Schall wie die

Ihre in die entgegengesetzte Kulisse . . . Hamlet sagt doch: „S' ist hier, S' ist dort, das macht denn den Eindruck des Körperlichen, als seien Sie durch die Luft geschritten, aller Erdenkliche los.“

„Gut“, meinte Fücht, „aber während meiner Erzählung?“
„Sind Sie natürlich allein.“
„Allo, ich soll den Geist spielen?“ fragte Friedland, niederhaft errot.

„Ja, den Hamlet.“
Friedland überlegte. Man soll dem Dämon, der da drüht, nicht das Maul verbinden, soll man es dem Geist, der aus der Unterwelt erscheint? Das geht nicht. Er lernte also die Rolle des Geistes Wort für Wort auswendig, wenn er sich auf den Proben auch nur mit der stummen Halbheit begnügen mußte. Aber erklammerte Pläne. Daß er dem echten Geist in Waise und Kostüm völlig ähnlich sehen möchte, war ja die Voraussetzung des Doppelspiels. Der Anordnung gemäß verschwand er in der Vertiefung, unten wartete indes der echte Geist, um hinaufgezogen zu werden, und, kühnervoll, höchst schaudernd, den schänden Nord zu finden.

Darauf gründete Friedland seinen Plan. Ging doch die Sache in der Unterwelt vor sich, dort sind ja die schwarzen Tüden zu Haus. Er erkundigte sich, was denn Fücht für ein Siedensystem habe, jeder Schauspieler hat eins. Richtig, er sammelte städtische Notgedächtnisse. Friedland hatte da allerdings merkwürdige Exemplare aus der dunklen Provinz, in der er sich vordem bewegte. Er zog einen Feuerwehmann ins Vertrauen, der unten in der Vertiefung die Wache hatte. Dem übergab er die Scheine, rief ihm, sie Fücht zu setzen, der dafür großes Interesse besaß, vielleicht liehe sich da ein Geschäft machen, an dem er, der Feuerwehmann, beteiligt sein sollte; er selbst, Friedland, Rede mit dem Kollegen nicht an.

Als nun die Geister in der Vertiefung sich trafen, packte der Feuerwehmann aus, Fücht vertiefte sich in das Angebot, so daß er das Stichwort überhörte, das ihn auf die Aufzugplatte rief. Statt seiner sprang Friedland burtig hinauf, und — es wurde der falsche Geist in die Höhe geschleift, in Wahrheit, ein laßcher Geist . . .

Nicht nur gehoben — erhoben, erreichte Friedland die Szene, die Rede hat er ja Wort für Wort inne, jetzt wird er sie loslassen. Freilich, etwas packte ihm das Herz, ehe er auf Hamlets Anruf einleihen konnte, kaum hörbar kam das „Hör an“, von seinen Lippen . . . Aber, was ist das? o Schred . . . der echte Geist unten, unter dem Bodium fing jetzt die Rede an, war gedämpft, doch markig, deutlich, vernehmbar . . . Friedland schnappte nach Luft, hätte sich der unten nur die kleinste Atempause gestattet, er wäre — hatte, was sannste — daswischen gefahren, und dem unten mit Donnerstimme in die Rede gefallen . . .

Der unten, ohne Arg, fuhr fort, Hamlets knaude Einwürfe unterdrück er nicht, der Geist kam zu seinem heufenden: „Ne, ade, gedente mein! . . .“ Friedland, der falsche Geist wurde, bebend vor Wut — wortlos hinabgelassen.

Nach Schluß des Aktes kam der Regisseur auf die Bühne: „Fücht, das haben Sie kein gemacht, daß Sie die Rede unter dem Bodium sprachen, sie klang jetzt wirklich wie aus einer anderen Welt.“

„Ja, es fiel mir im letzten Augenblick ein“, log Fücht, „und da schickte ich den Doppelgänger hinauf.“
„Falsche, beschwerliche Krotobilstruch . . .“ kritisierte Friedland.

„Ja, aber der Kerl wackelte nur zu sehr“, schimpfte der Regisseur, das nächstemal müssen wir einen anderen nehmen.
Schmach und Graun, daß er vergebens aus der Vertiefung kam.

Gesellschaft und Mode

Die neue Silhouette in der Mode. Die Vorliebe für vollere unterlegtere Figuren, die in dem Stil der vergangenen Mode durch die losen Kleider und das etwas ungenusshafte Aussehen der ganzen Tracht begünstigt wurde, ist im Verschwinden. Die schlankere Frau mit ausgeprägten Linien der Figur wird wieder zur Herrscherin im Reich der Mode. Das zeigt sich schon in der Auswahl der Probierdamen, die in der eleganten Pariser Schneiderateliers die neuen Frühjahrsmodelle vorführen. Man verlangt heute vom Mannequin etwas ganz anderes als vor zehn Jahren. Auf Schönheit der Gesichtszüge, die damals eine große Rolle spielten, wird heute wenig geachtet. Die Hauptfrage ist die Figur, und zwar sucht man für jeden Frauentyp ein geeignetes Beispiel zu haben, damit die Käuferin sich das Kleid bei der Vorführung auf ihrer Figur vorstellen kann. In dieser Saison ist bei den Mannequins die schlankere und dabei doch ausgeprägtere weibliche Figur bevorzugt; sie paßt am besten zu der neuen Silhouette der Mode, die keine sichtbare Taillelinie zuläßt und die Hüften annähernd betont. Zur Erläuterung dieser Linien ist ein vorzügliches, recht langes Korsett nötig, damit die schwungene Linie von der Schulter bis zum Knie heraustritt. Einzelne Modestimmen bevorzugen die „griechische“ Silhouette, die durch wundervoll drapierte Gewänder in klassischem Stil hervorgerufen wird. Von besonderer Wichtigkeit für die Erscheinung der Frau ist die Schönheit der Arme, denn die Arme spielen in der Frühjahrsmode eine sehr große Rolle; sie sind oft so kurz, daß sie überhaupt keine Arme sind, oder sie schmiegen sich ganz fest um den Arm; in beiden Fällen aber sind häßliche Arme oder häßliche Armbewegungen sehr störend. Der längere Rock ist zur Taille geworden, und einzelne Pariser Schneider, die Voilette, suchen den ganzen langen Rock zu lancieren. Es ist aber viel schwieriger, in langen Röcken annähernd zu gehen als in kurzen, und bei dem fuhrlosen Rock wirken häßliche Hüfte und Knöchel viel auffällender als bei dem ganz kurzen. Viel Wert legt auch die neue Silhouette auf die „Rückenschnur“. Wenn auch der tiefe Rückenschnitt nicht mehr Mode ist, so sind doch die Toiletten im Rücken sehr stark geschnitten, so daß jede unedle Linie und Form zu sehen ist.

Wie man den Modestil trägt. Man wundert sich manchmal, daß die neuen Hüte, auch wenn sie aus den feinsten Stoffen kommen, auf dem Kopf der Trägerin so unangenehm wirken. Das Geheimnis dieses unangenehmen Eindrucks erklärt uns der Leiter eines führenden Hutgeschäftes, indem er hervorhebt, daß es bei den Hüten von heute vor allem auf die Kunst ankommt, sie richtig zu tragen. „Es ist nicht der Hut, sondern die Art, wie man ihn aufsetzt, die die elegante Wirkung hervorbringt“, meint er. „Je mehr Schick ein Hut hat, desto schlechter kann er aussehen, wenn er in einem falschen Winkel oder auf eine falsche Fritur gesetzt wird.“ Die Damen, die sich die neuen Frühjahrs Hüte kaufen, werden daher gut tun, sich zugleich auch eine „Gebrauchsanweisung“ mitzugeben, wie der Hut getragen werden soll, oder zum mindesten beim Anprobieren sich genau darüber unterrichten zu lassen. Noch immer herrscht die Mode, daß der Hut möglichst tief über den Kopf gezogen wird. Die Stirn soll nicht sichtbar sein. Nur bei einigen wenigen Sondermodellen ist die Stirn zu sehen. Die Neugier der Formen, die jetzt getragen werden, ist klein, doch waagt sich hier und da auch ein Hut mit einer breiten Krempe hervor, der aber nur für besondere Gelegenheiten passend ist. Viele Hutformen, die in der Art von Turbanen drapiert werden, befinden sich unter den neuesten Schönheiten. Auch der kleine napoleonische Hut fehlt nicht, der am besten zum Strahlenkranz getragen wird und sehr schick mit den beiden Spitzen parallel zur Stirn aufgesetzt werden muß.

Die neue Modestille am Sommerkleid — die tiefe, bis zur Hüfte verlaufende Gürtellinie, der weite, reichgezierter Ärmel, der lange Rock — verändert die Silhouette der Frau und verlangt gebieterisch die Sommerkleidung zu modernisieren, zu ergänzen. Die beiden letzten erschienenen Bände von „Bevora Modestilberater“ (Verlag Otto Beyer, Leipzig B.), Band 1: Damenkleidung, Band 2: Jungmädchen- und Kinderkleidung, bringen eine Fülle neuer geschmackvoller Modelle. Farbige Modestilberater zeigen die modernen Farbtöne in neuen, eigenartigen Farbensammenstellungen, für die außerdem in den Beschreibungen zu jedem einzelnen Modell eine Fülle wertvoller Anregungen zu finden sind. Besondere Beachtung verdient der jedem Bande beigelegte große Schnittbogen, der 20 der neuesten Schnitt enthielt. Trotz der umfassenden Behandlung der Mode sind noch Anleitungen in Wort und Bild zu neuen, reizvollen Festen enthalten.

Welt und Wissen

kos. Vom Mahagoniholz. Das wegen seiner leichten Verarbeitbarkeit, Härte und Dauer als Furnierholz so sehr geschätzte Mahagoniholz stammt von dem Mahagonibaum, einem in Westindien und auf der Landenge von Panama auf felsigem Boden wachsenden, 30 bis 36 Meter hohen Baume mit weit ausgebreitetem, dicht belaubtem Wipfel. Das frische Holz ist gelblich, färbt sich aber später dunkelbraun, endlich ganz schwarz. Durch die leuchtend glänzenden Spindel und die vielen Boren erscheint es fein getrichelt. Häufig ist es gefleckt und geflammt oder mit pyramidenartigen Zeichnungen geziert. Die Rinde des Mahagonibaumes hat einen bitteren, zusammenziehenden Geschmack, wird im Heimalande gegen Wechsellieber und Durchfälle angewendet (Amarantinde) und dient auch zur Verflüssigung von Chinarinde. Durch Einkünfte gewinnt man aus dem Baum ein Gummi, das als Kakaogummi in den Handel kommt. Im Handel unterscheidet man das Mahagoniholz teils nach dem Vaterland, teils nach dem Ansehen. Am geschäftlichsten ist das von Jamaika, von wo aber infolge des schonungslosen Fällens der Bäume jetzt nur geringe Mengen ausgeführt werden; das meiste, aber auch geringwertigste, weil schrammige grobfaserige Mahagoniholz kommt von den Küsten der Hondurasbai (Zentralamerika). Härter und schöner gefärbt ist das Mahagoniholz von Haiti, Kuba und den Bahama-Inseln, das im Handel als spanisches Mahagoniholz bezeichnet wird. Es ist schön braun, dunkelt hart an der Luft, wackelt sich sehr schwer, schwindet wenig, nimmt eine schöne Politur an und verträgt auch gut Temperaturwechsel. Da das Mahagoniholz von Wärmern nicht angegriffen wird und im Wasser von ungewöhnlicher Dauer ist, so ist es auch zum Schiffbau sehr geeignet; außerdem dient es zu Lagern für Metallenteile.

Das Land Kam. Bei den Bewohnern von Zentralasien um die Hauptstadt Chaja gelten die Einwohner des nordöstlichen Tibets, der Landschaft Kam, als wild und barbarisch. Der Mann aus Kam ist für den Chineser ins Tibetische überlebensfähig, was für den Pariser der „Prospäler“ ist, und in den Theaterstücken der Zentralasien ist er sogar eine lebende komische Figur. Dabei sind aber die Bewohner eines Teiles von Kam weithin berühmt wegen ihrer Handfertigkeit und ihrer literarischen Kenntnisse, die in den zahlreichen über das Land hin verstreuten Klöstern gepflegt werden. Manche dieser Klöster enthalten sogar bedeutende Bibliotheken, deren Erzeugnisse durch Karawanen über das Land hin verbreitet werden. Den Europäern war dies ganze Gebiet, in dem die Oberläufe einiger der bedeutendsten Flüsse Indiens und Chinas, des Saluen, des Mekong, des Zonatsikang, nur wenige Kilometer von einander entfernt in mehrere tausend Meter tiefen Schluchten neben einander herfließen, bis vor wenigen Jahren noch ganz unbekannt. Ein holländischer Missionar, der sich vor 20 Jahren mit seiner Frau in tibetischer Verkleidung einer Karawane

nach Chaja angeschlossen hatte, wurde kurz vor dieser „verlorenen“ Stadt erkannt, zurückgeführt und verschwand in der Landschaft Kam auf geheimnisvolle Weise für immer; zwei andere Europäer, die 10 Jahre später von Süden her durch die Saluenchlucht eindringen wollten, wurden sofort ermordet. Erst in den letzten Jahren gelang es einem Engländer alle Hauptstrahlen von Kam und alle Hauptorte zu besuchen und uns einen Einblick zu verschaffen in dieses Land schneebedeckter Bergspitzen zwischen arafischen Hochflächen, dieses Land der Klöster und des Jähmens, weil nie geigten Wäldes, der Nomaden mit ihren Tapherden dieses Land des Überflusses an Milch und Butter und Fleisch, dieses Land mit dem merkwürdigen Klima, das im Winter schneefrei und im Hochsommer oft in Schnee gehüllt ist.

Neue Bücher

Heinrich Mann: „Die Armen“. Roman. (Kurt Wolff Verlag, München.) Ein Buch, das vor dem Kriege geschrieben wurde und in einem gewissen Zusammenhang mit des Dichters „Untertan“ steht. Der leidenschaftliche und ehrliche Mann, mit dem hier die Geschichte eines Arbeiters geschrieben wird, der nach Freiheit, Entwidlung, Bildung und Licht strebt, um dem Kapitalismus den Rest freitrag zu machen, ist durch die politische Entwicklung wohl schon überholt. Zeitgemäß indessen bleibt der Ausgang dieses Kampfes: Des Kompromiß, das hier allerdings in der Aufgabe des Jüdis, in der Erkenntnis seiner Unerschöpflichkeit, dem Aufgeben und Neigieren, also pessimistisch anmutet. Es grau in grau, wie es der Verfasser schildert und wie es Käthe Kollwitz in der Einbandgestaltung zum Ausdruck bringt, steht hier der Roman, der über die Mißverständnisse und Tendenzen der Weg zu friedlichem sozialen Ausgleich verloren ging.

Max Scheler: „Trauermotive“. (Kallenberg-Verlag, Wien.) Von Jenseits und Schicksalen lautet der Untertitel dieser Essaysammlung. Der Tod eines geachteten Stierkämpfers, dessen Ruhm so groß und doch so bald vergangen, gibt dem Verfasser Gelegenheit zur Schilderung von Beispielen ähnlicher Art. Vergessene Namen flackern auf, leuchten und sinken wieder in sich zusammen über allem die schwebende Temperatur tropischer Landschaft, die Schönheit eines erotischen Dams, die Lust und Ferne gibt und in glühender Einseitigkeit mit dem Leben spielt. Steinzeichnungen und Aquarelle von Christian Ludwig Marth geben den Erzählungen ihrer Eigenart entsprechenden Schmuck.

„Songs flammliche Bücher“ aller Zeiten und Völker. (Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin.) In dieser neuen Sammlung erscheint schon Stendhals (Henri Beyle) aus dem Nachlaß von Jean de Witt herausgegebenen „Lucien Leuwen“, den Eduard Bul im Deutsche übertragen und mit einer Einleitung versehen hat. Stendhal schildert darin die französischen Verhältnisse nach der Juli-Revolution und gibt in Tönen und Erscheinungen, die am Auge des Lesers vorüberziehen, ein getreues Abbild gegenwärtiger Zustände, so daß der Roman beinahe aktuell wirkt. Ereignisse, die hässliche Um-

Spiele und Rätsel

Schach.

Bearbeitet von R. Wedesweiller.

263. Dr. A. G. Golland

J. Giersing (Stockholm 1912).

Weiß zieht und setzt in 3 Zügen matt.

Weiß: Kg1, Df4, Tf1, La3, Ba2, b5, c5, f2, g2, h2;
Schwarz: Kd8, Dd5, Tc8, e8, Ba7, b7, c4, g7, h7.

264. Capablanca

Aljechin (Petersburg 1914).

Schwarz zieht und setzt in 4 Zügen matt.

Weiß: Kg4, Db7, Tf2, Ld2, Ba2, b2, c3, f4, g2, h2;
Schwarz: Kg8, Dd3, Tc8, g1, Bc5, d6, f7, g5, h6.

Partie Nr. 102.

Weiß: Gutmayer; Schwarz: Amberger.

1. e4, e5. 2. f3, Sc6; 3. Lc4, Lc5; 4. d4, Lb6; 5. a4 (ein a-propos-Zug, ein notwendiger Zug), Sxb4; 6. a5! (wieder ein a-propos-Zug, der die temporäre Übermacht gewinnt); 7. c3, Sc6; 8. 0-0, a6; 9. d4, exd4; 10. cxd4, Lb6; 11. Sc3, d6; 12. Db3, Sc4; 13. Lf7+, Kf8; 14. fxd4, Lxd4; 15. Lxg8, Txd8; 16. Lc1, Lb6; 17. f4, Lxc3; 18. Dxc3, Ld7; 19. Ta1, Lc6; 20. e5, d5; 21. f5, Kc8; 22. e6! (der a-propos-Zug, notwendig in jedem Sinne; denn der König will entweichen nach c8), Dh4; 23. De5, Tc8; 24. Ld4, De4; 25. Dg3! (wieder der a-propos-Zug mit immensm Machtgewinn; es droht f6! und Vernichtung), Ke7; 26. Dg5+! Kd6; 27. Tf1! Dc2; 28. Tdcl, Dxc1; 29. Txc1 und Matt in einigen Zügen. — Die Anmerkungen von Gutmayer, der diese Partie seine beste nennt auf dem Kongreß zu Regensburg.

Wägungen zur Folge haben, physische Verwicklungen und Komplikationen erzeugen in Handlung und Entwicklung eine Spannung, die das Wachsen, welches das Werk bei seinem erstmaligen Erscheinen in Frankreich veranlaßt, verständlich machen. — In der gleichen Reihe erscheint von Honoré de Balzac: „Die Herzogin von Langeais — Eugénie Grandet“, verfaßt und eingeleitet von Max Hildebert C. Schilder. Balzacs Realismus beleuchtet unabweisbar die Zeit, in der er lebte. Er schildert das Frankreich des Vürgerkriegs, das ganz vom Geist unserer Tage durchweht war. Die erste Erzählung beleuchtet Verhältnisse der ersten Gesellschaftsklassen der französischen Hauptstadt, die zweite führt in lebensvollen Bildern schattensichere Gestalten vor, die in ihren Gefühlen und Handlungen durch innerer Idealismus behindert werden.

Carl H. Reumann: „Am Wald entlang“. Gedichte und erlauchte Tiergeschichten. (Quelle u. Meyer, Leipzig.) In sein geformten Romanen ist ein Dichter, der im Suche der Natur zu leben versteht und das Erlebnis anschaulich und überzeugend zu schildern weiß, die Freude und Leiden der Tiere des Waldes vorzubringen. Eine bunte Welt wird lebendig, nimmt die Sprache der Menschen an und bespricht die kleinen Sorgen und Kämpfe, die auch dem „unvernünftigen“ Geschöpf das Leben schwer machen. Der warme Sonnenchein verflüchtigt Humors liegt über dem Gesagten und die in Persönlichkeiten gemerkten Tiergestalten vermitteln dem Leser in unerschöpflicher Form ein Bild, das zur Beobachtung, zum Selbstleben des Naturforschers anregt.

Gilber: „Der Untergang der Jeannette-Expedition“. (Reclam, Leipzig.) Die bekannte Sammlung „Reisen und Abenteuer“, der dieser Band angehängt, schreitet erfreulich rasch vor und ist jetzt schon bis zum 15. Band gekommen. Das Buch berichtet von einer erschütternden Tragödie im ewigen Eis. Der Verfasser hat als amerikanischer Zeitungskorrespondent vor 40 Jahren an einer Expedition zur Rettung der Schiffbrüchigen der nach dem Nordpol strebenden und von Eis erdrückten „Jeannette“ teilgenommen, er hat die unglückliche Mädel der Reise durch arktische Wälder, Abenteurerlust und Gefahren, durch das Wüten arktischer Dämonen und Stürmen befehlender Eile, Seemannsleben und Schiffbrüche, die majestätische Schönheit und die unglücklichen Schrecken der Eiswüste, schwelgende Halbweide und verhängende Polarfahnen, aufregende Jagdpartien und ergreifende Lebensbegegnungen erlebt, die er hier bis zur letzten Seite erzählt. Das Schicksal der „Jeannette“ wie das jedes Polarforschers die Bahn zu seinen Erfolgen.

Neue Reclam-Bücher. (Hilf. Reclam jun., Leipzig.) Albert Ehrenstein: „Dem ewigen Olymp“. Romane und Gedichte (Univ.-Bibliothek Nr. 6235) Mit einem Nachwort von Wilhelm Schmidhorn. — Karl Eugen Reumann: „Aus dem Leben des Gotama Buddha“. (Univ.-Bibliothek Nr. 6243.) — Stefan Schwab: „Die deutschen Volksbücher“. (Univ.-Bibliothek Nr. 1424.) „Die vier Heumonstern“ (1447/1447 a.), „Sennheims“, „Robert der Teufel“ (1465), „Die schöne Melusina“, „Hilander“ (1484, 1484 a.), „Herzog Ernst“ (1498), „Kaiser Ottobianus“, „Das Schloß in der Höhe La La“ (1503, 103 a.), „Die Schindlanger“, „Dr. Faustus“ (1515, 1515 a.), „Herbst und seine Söhne“ (1526, 1526 a.), „Die kleine Magelone“, „Griffelbe“ (1575).

„Der fertige Schachpraktiker“.

Versuch, eine neue, sichere Methode für praktische Spielführung aufzustellen, nebst einer ausgesuchten Sammlung von zirka 500 dramatischen Spielausgängen, als praktische Aufgaben dargeboten und gut kommentiert von Franz Gutmayer. — Leipzig, Verlag Hans Hedewigs-Nachfolger, Curt Ronniger. — 18 Mk. ungebunden.

Die Partie und die beiden Spielstellungen der heutigen Nummer sind dem neuen Gutmayer entnommen. Dieser fruchtbarste aller Schachautoren ist trotz und auch wenn seiner Eigenart, die ihm neben zahlreichen Anhängern auch viele Gegner schuf, der meistgelesenste. Mit seinem neuen Werke ist ihm wieder ein großer Wurf gelungen. Der theoretische Teil ganz im Stile Gutmayers, frisch, lebendig, anschaulich, und neue Schlagwörter fehlen auch nicht. (Notwendiger Zug, a-propos-Zug.) Der zweite Teil eine reiche, köstliche Blütenlese höchster Schachschönheit voll Witz, Eleganz und Geistesstiefe. Diesen Nibelungenschatz verdankt die Schachwelt in erster Linie einem Regensburger Schachenthusiast, Assessor Diehl, der seit Jahren solche drastischen Partiestellungen sammelte und sie selbst dem berühmten Schachautor zur Veröffentlichung überließ. Dank beiden, denn so ist der neue Gutmayer für den Schachfreund ein köstliches Buch, eine Quelle stiller Freuden, ein Buch der Schönheit aus dem Zaubergarten des Schachs. Jedem Schachspieler sei es angelegentlich zur Anschaffung empfohlen.

Lösungen.

258. 1. Lf2, Kc4; 2. e3+, Kb4; 3. Db5#. 1. Kd4; 2. e3, Sc3; 3. Df4#. 1. d5; 2. De7, g6; 3. e3#.

259. 1. d6, Lc8; 2. Sd3 oder e4+; LxS#.

Löse-Iste: Herr F. S., H. R., H. St., E. Körper, zu allem.

Briefkasten. N. N.: Die ausführliche Lösung zu Nr. 240 u. 241 kann an der Tagblatt-Zentrale abgeholt werden.

Rätsel.

Scherzrebus. Was ist das?

Kopfwechsellrätsel.

Aus den nachstehenden Wörtern sind durch Auswecheln des Kopfes neue Wörter zu bilden. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter benennen eine Eigenschaft, die dem deutschen Volke dringend not tut.

Angel, Egel, Vase, Ammo, Ritter, Hahn, Achse, Aller, Wonne.

Worträtsel.

Ich bin mal da und bin nicht zu vermeiden, Und alles Irdische wird nur durch mich; Doch hast du mich, bist du nicht zu beneiden, Darum wirst du mich fliehen sicherlich; Verlierst du mich, mach' ich dir Kosten bloß, Gewinnst du mich, bist du mich gänzlich los.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsel werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 84.

Kreuzrätsel: Regen, Wade, Rede, Wagen, Genre, Wahn. — Geographisches Silbenrätsel: Roland, Hero, Elea, Jella, Nebelfrau, Moschee, Abel, Jakob, Nase, Rhein, Main, Donau, Elbe. — Scherzworträtsel: Postament (Post am End).

Richtige Lösungen sandte ein: Otto Präckel in Hahn 1. T.